

Ich war zu Hause

Erzählungen und Geschichten
aus dem früheren Ungarn

Die Veröffentlichung dieses Buches erfolgt mit
Zustimmung des Nachlassverwalters des Autors:
Frau Magdalena Fekete, Budapest

István Fekete:

Ich war zu Hause

Erzählungen und Geschichten
aus dem früheren Ungarn

eine Übersetzung von Dr. Gábor Bayor

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2024
ISBN 978-3-95948-614-9

Inhalt

Vorwort	8
Der Bosnier	12
Die Eule	19
Der Nikolaustag	26
Agnes	31
Alles ist relativ	44
Der Markt im Herbst	49
Der Kalvarienberg	55
Der Diebstahl	61
Der alte Müller und die Wahrsagerin	67
Ich war zu Hause	77
Eine Legende	84
Ein Märchen	90
Der alte Gendarm	95

Der Volksschullehrer	105
Der Winter geht zu Ende	122
Ein Hirsch namens Mischka	131
Das Eichhörnchen	140
Die heilige Maria von Andocs	147
Julia	154
Kapfinger	159
Unehelich	169
Die Müllerin und der Landstreicher	176
Die Rache	194
Die Versuchung	205
Die Wildtaube	213
Pfingsten	217
Neujahr	225
Vor dem Weihnachtsfest	232

Weihnachtsfest im Jagdhaus	237
Quellenverzeichnis	242

Vorwort

Auch diese Auswahl, wie das erste, bei der Deutschen Literaturgesellschaft im Mai 2021 erschienene Buch „Mitternachtsgeläut“, zeichnet ein vielfältiges Bild aus dem reichen Fundus der Schriften von István Fekete (1900-1970). Er ist ein Meister in der Beschreibung des (Land)lebens in Ungarn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und weiterhin einer der meistgelesenen Autoren in Ungarn.

István Fekete wuchs auf dem Land auf und wurde später Agraringenieur. Er arbeitete lange auf einem großen Gut als Verwalter. Später, schon während des zweiten Weltkrieges, bekam er eine Anstellung im Landwirtschaftsministerium in Budapest, wo sein Aufgabengebiet die Weiterentwicklung der ungarischen Landwirtschaft war, sodass er mit dem ländlichen Leben weiterhin verbunden blieb. Es ist also nicht erstaunlich, dass das große Thema seiner Erzählungen das Leben in der ungarischen Provinz ist.

Er verarbeitete auch viel Autobiografisches in seinen Novellen. Seine Geschichten handeln oft von Kindheitserinnerungen. Aber auch die, welche keinen unmittelbaren Bezug zu seinem Leben erkennen lassen, beschreiben Situationen, die auf einem ungarischen Dorf oder in der Kleinstadt genauso vorkommen konnten.

In dieses Buch wurden Erzählungen aufgenommen, die bisher in deutscher Sprache noch nicht erschienen sind.

Während für den ersten Band „Mitternachtsgeläut“ auch einige Geschichten neu übersetzt und überarbeitet worden waren, die in den 1980-er Jahren bereits in der ehemaligen DDR in verschiedenen Ausgaben („Das fehlende Jahr“ und „Immer im Kreis“) erschienen sind, und durch die damaligen politischen Vorgaben gewisse Veränderungen des ursprünglichen Textes sowie Auslassungen aufwiesen, behandelt diese Sammlung ausschließlich Kurzgeschichten, die dem deutschen Publikum vollkommen unbekannt sein dürften. Bei der Übersetzung wurde – wie im ersten Buch schon geschehen – versucht, sich möglichst originalgetreu an den Ursprungstext zu halten. Wo es ging, wurden allerdings wegen des besseren Verständnisses die Namen der handelnden Personen eingedeutscht.

Als Quelle für die Übersetzungen diente die vom ungarischen Verlag Lazi (Szeged/Ungarn) herausgegebene Reihe der Schriften von István Fekete („Fekete István művei/István Feketes Werke“), die durch Nachforschungen in alten Zeitungen und Zeitschriften von József Horváth (Gyenesdiás/Westungarn) neu entdeckt und gesammelt worden waren. Der leider viel zu früh verstorbene Professor Gábor Sánta/Szeged hat dann die redaktionelle Bearbeitung dieser Bände vorgenommen.

Die Erzählungen hier haben im Gegensatz zum ersten Band weniger einen religiösen Bezug – auch wenn manche durchaus einen Wink in diese Richtung geben –, sondern sie sind eher Beschreibungen von

alltäglichen Geschehnissen. Wie immer benutzt der Autor eine Sprache, die den Leser in eine Gefühlslage versetzt, die die jeweiligen Situationen lebendig vor Augen führen. Seine Stilmittel wie die Personifizierung und die Emotionalisierung der Tiere, Pflanzen, Gegenstände, Jahreszeiten etc. sind auch in diesen Novellen vorhanden und erscheinen vielleicht für manche Leser etwas ungewöhnlich. Diese Beschreibungsform rührt von den vielen Tierromanen her (z. B. „Vuk – der kleine Fuchs“ oder „Lutra - Die Geschichte eines Fischotters“), die ebenfalls aus seiner Feder stammen.

Natürlich muss man – ebenso wie im ersten Band – eine gewisse Sensibilität nicht nur für die blumige Ausdrucksweise und den oben erwähnten Stil mitbringen, sondern auch für die zeitlichen und geschichtlichen Verhältnisse, damit man die Texte besser verstehen und sich in die jeweilige Gemütslage einfühlen kann.

Alle Schriften von István Fekete geben die konservativ-christliche Einstellung des Autors wieder, seine tiefe Menschlichkeit, den Blick für die wichtigen Dinge des Lebens, nämlich für Liebe, Verzeihung, Versöhnung, Verständnis für andere, Selbstlosigkeit, Güte. Aber auch sein tiefgründiger Witz und Humor kommen nicht zu kurz.

Auch das einfache Leben im Einklang mit der Natur ist für ihn wichtig, wie das z. B. in den Erzählungen: „Der Winter geht zu Ende“ oder „Weihnachtsfest im Jagdhaus“ beschrieben wird. Während wir uns durch die

fortschreitende Urbanisierung des Lebens trotz aller Bemühungen von der Natur entfernt haben, lebte Fekete damals – zumindest vor dem zweiten Weltkrieg – mitten in der Natur, auf dem Land, und verlor diese Beziehung während seines ganzen Lebens nicht.

Möglicherweise klingt so etwas in den Ohren des modernen Menschen altmodisch. Aber vielleicht berührt es bei manchem Leser eine Saite der Seele und hilft bei der Aussöhnung mit diesem undurchsichtigen menschlichen Leben in wirren Zeiten, wie der Autor es selbst erlebt hatte. Nicht umsonst bezeichneten die ungarischen Kritiker seine Schreibart als „feenhaften Realismus“, also als eine Darstellung von der Welt nicht wie sie ist, sondern wie sie sein sollte.

Seine Hauptdarsteller sind die einfachen Leute mit all ihren Fehlern und Eigenheiten. Er schildert sie in einer liebenswürdigen Weise, wir können mit ihnen fühlen und ihr menschliches Handeln verstehen.

Die Novellen sind – von wenigen Ausnahmen abgesehen – kurze Erzählungen, die meist der vorgegebenen Spalte in der Zeitung bzw. Zeitschrift, in der sie zuerst erschienen, geschuldet waren. Aber gerade diese Tatsache macht das Buch leicht lesbar, da man es nicht mit langatmigen Beschreibungen zu tun hat, sondern die Handlung sich schnell entfaltet und die Aussagen auf den Punkt bringt. Eine Geschichten-sammlung für besinnliche Abende.

Dr. Gábor Bayor

Der Bosnier

Welche Tradition, Andenken oder Gewohnheit den Tag des Heiligen Stephans*, des Königs und Bekenner, in meinem Dorf zu so einem großen Feiertag machten – weiß ich nicht. Und jetzt kann ich es auch von niemandem mehr erfragen, denn alle, die mir das hätten erzählen können, sind schon längst zum Ausruhen hinausgegangen, nämlich auf den neben der Landstraße liegenden Friedhof zur letzten Ruhe.

So stolpere ich nun im Friedhof der Erinnerungen und der vergangenen Menschen herum, in dem eine sonnenbeschienene Ruhe herumstreift und nichts mehr erklärt. Nur in der Ferne der Zeiten erscheint mir die Hoffnung verklärt, obwohl ich vielleicht auch damals keine Aufklärung von niemandem hätte erhalten können, wie ich sie auch heute nichts erfahren kann.

„Am Stephanstag!“ – sagten die Menschen immer mit einer Ehrfurcht, aber auch in einer Tonlage, als ob man von einem Verwandten gesprochen hätte, und der Schuldner sagte auch nur so viel zum Verleiher: „Am Stephanstag erstatte ich es ...“

Und ich erinnere mich nicht, dass man an diesem Tag eine Verlobung oder Hochzeit gefeiert oder dass es in der Kneipe eine Schlägerei gegeben hätte. Der Heilige Stephan wird als der größte ungarische Heilige verehrt, dem die Leute in unserem Dorf nie das Beiwort „heilig“ bei der Erwähnung zusetzten, schließlich war er ein Ungar und ein König und der Erste. Das schien

auszureichen und füllte den ganzen Tag aus... Dass er auch noch heilig war, war so selbstverständlich, dass man das gar nicht erwähnen musste ...

Das war ein stiller, aber doch ein familiärer, großer Feiertag, weil der heilige König seinen heidnischen Untertanen ihre Aufstände schon längst verziehen hatte, die Nachkommen zwischenzeitlich aber ebenso vergaßen, dass ihre ungezügelten Ahnen zu seiner Zeit mit harten Maßnahmen vom heiligen König in den sanften Stall des Herrn Jesus getrieben werden mussten. Es war auch erstaunlich, dass die Sonne an diesem Tag immer zärtlich glänzend schien. Dieser Tag wurde nie von Regen oder Sturm heimgesucht. Und er wurde nicht von den Trompeten des Jahrmarktes oder durch das Pfeifen des Karussells mit seinem quietschenden Lärm besonders gestört.

Die Schwalben tschilpten über der staubigen Straße und die Tauben gurrten neben dem Turm, aber davon wurde die nach Weihrauch riechende Stille nur größer, und diese Stille flog vielleicht über die Sonnenstrahlen in die Welt der Felder und Einzelgehöfte, der Wiesen und der Stoppelfelder, die nach Salbei rochen.

Das Portal der Kirche und die Tür zur Sakristei standen offen, damit das zu spät kommende Volk der Aussiedlerhöfe auch etwas von dem andächtigen Weihrauch einatmen und sich hinknien konnte, wenn die erklingenden Schellen bei der Wandlung das befahlen.

Am Himmel veranstalteten kleine Wolkenschiffe eine

festliche Parade, irgendwo gurrte eine Taube, nur ein Fuhrwerk rumpelte vom oberen Dorfe her, aber das blieb auch vor dem Haus des Doktors stehen.

Bald machte sich das Volk nach der Messe auf heimzugehen, als ein Mann vom unteren Dorfe kam, was gar nicht so auffällig gewesen wäre, wenn er nicht so eine rote bosnische Kopfbedeckung, einen Fes, getragen hätte.

„Der Bosnier ist da!“, sagte jemand. „Zum Stephanstag erscheint er immer ... Guten Tag, Herr Marko ...“

„Sbogom!“, lächelte der Bosnier. „Sbogom“, und er hob seine Hand zur Stirn.

Der Bosnier war ein gutgewachsener Mann, gerade wie ein Schilfrohr aber nicht mehr jung. Er hatte einen riesigen Stock mit einem Haken in der Hand, zum Schutz, wenn er mit jemandem Meinungsverschiedenheiten auf den trüben Wegen der Zeit und der Geschäfte bekommen hätte. Sein Schnauzbart war mit Wachs steif gemacht und stand ab wie ein Nagel. Um seinen Hals hatte er einen riesigen Korb an einem Ledergürtel hängen, der – jeder wusste es – einen hohen Wert darstellte.

In diesem Korb gab es alles, von Nippes für die Mädchen bis zu echten Taschenuhren der „Marke Johann Kondár“. Denn jeder wusste, dass ein echter Ungar nur Uhren, die in Fünfkirchen, also in Pécs, hergestellt werden, kaufen wollte, und keine aus Bécs, also aus Wien. Man wusste nur nicht, ob es in Pécs überhaupt eine Uhrenfabrik gab oder nicht.

Darüber sollten wir uns nicht allzu viele Gedanken machen, immerhin waren die Taschenmesser der Marke „Fischer“ wirklich aus Szeged und von ausgezeichneter Qualität.

Daneben gab es noch Schleifsteine für die Sense und Lederriemen für die Peitsche, Schlösser, Schmirgelpapier, echte Meerschaumpfeifen mit richtig duftendem Stiel aus Sauerkirschholz, die – ich weiß es aus eigener Erfahrung – tatsächlich einen sehr angenehmen Duft hatten. Deshalb konnte mir gar nicht davon schlecht werden, sondern viel mehr vom königlich-ungarischen Pfeifentabak – der wirklich ein ungarisches Produkt war.

Inzwischen waren die Frauen schon auf dem Heimweg und wogen ihre vielschichtigen Röcke hin und her, und die Umgebung der Kirche wurde leerer. Nur die Kinder probierten die Stangenzuckerpfeifen neben dem Lebkuchenzelt und die Tauben kreisten weiter um den Turm herum in seinem festlichen Glanz.

Der Verkauf ging um Marko geschäftig weiter, wobei es so schien, als ob er sich gar nicht so richtig über die guten Geschäfte freute. Sein braunes Gesicht wurde erschreckend gelb, seine Hand zitterte und unter seiner roten Mütze an seiner Stirn entstanden erbsengroße Schweißperlen. Er schaute sich unschlüssig um, er zog die Decke über seinen Korb und hängt sich bei einem Burschen ein.

„Dorthin“, zeigte er zu der Kirchenmauer, wo es Schatten gab.

„Jemand soll ihm Wasser bringen“, sagte einer.

„Lieber Schnaps ... oder ...“

Da sah Marko schon wachweich aus. Er lehnte sich an die Mauer und schloss seine Augen.

„Man müsste dem Herrn Dekan Bescheid geben“, sagte jemand, „vielleicht stirbt er...“

Einer lief in die Sakristei, und die Menschen begannen sich zu zerstreuen. – „Der arme Marko“, sagten sie und gingen heimwärts, denn sie dachten, alles Weitere ist eine Angelegenheit des Priesters und von Marko.

Der Dekan eilte aus der Sakristei, um seinen Hals eine Stola ... sein Gesicht düster ...

„Hannes“, schaute er zu einem der Burschen, „lauf zum Doktor! – Und ihr ...“, er winkte zu den anderen, dass sie weitergehen sollten.

Dann beugte er sich über den Sterbenden.

Der Dekan war Militärpfarrer, nahm einst an der Okkupation von Bosnien im Jahr 1878 teil, und er sprach die Sprache der Bosnier, aber der Sterbende gab ihm keine Antwort mehr. Er schaute nur zum Priester, er starrte ihn an und er schien etwas sagen zu wollen, dann machte er mit großer Kraftanstrengung ein Kreuz in die Luft.

Der Dekan nickte erschüttert, kniete zu ihm nieder und begann das Gebet für die Sterbenden zu sprechen, und da knieten auch die Burschen nieder. Der Doktor kam nach einigen Minuten und zwei amtliche Personen auch.

Als der Pfarrer aufstand, knöpfte der Doktor energisch

den Mantel des Sterbenden auf, da rührte sich Marko kraftlos. Seine Hand suchte etwas unschlüssig an seiner Brust und dann zeigte er auf den Korb.

„Für mein Begräbnis ...“

Dann sagte er nichts mehr.

Der Doktor prüfte noch eine Weile seinen Puls, dann ließ er von ihm ab.

„Er ist gestorben“, sagte er, und auf einmal entstand eine große Stille, nur die Tauben gurrten am Sims des Turmes, und der Priester machte das Kreuzzeichen. Und gerade in diesem Moment ertönte das mittägliche Glockengeläut.

„Und dann“, fragte mein Freund, dem ich die Geschichte erzählte, denn er fühlte, dass sie noch nicht zu Ende wäre. – „Und dann?“

„Ja, du hast recht, etwas gehört noch dazu. Vor ein paar Jahren war ich am Grab meiner Geschwister dort, und wie ich es gerne mache, ging ich durch die Grabreihen, nach Bekannten zu suchen. Ich habe leider ziemlich viele gefunden ..., aber mich erstaunte ein sehr schön gepflegtes Grab zwischen den verlassenen alten Gräbern.

„Und dieses hier?“ – fragte ich den jungen Friedhofsgärtner.

„Das hier, bitte schön, ist das Grab eines reichen Türken, der ein fliegender Händler war und dem hier schlecht geworden war, aber vor seinem Tod ließ er

sich taufen und hinterließ sein ganzes Vermögen der Kirche ...“

„Und du?“ – schaute mich mein Freund an ...

„Also, weißt du, ich habe mir kurz überlegt, ob ich weinen oder lachen soll. Ich schaute über die flachen, nicht mehr gekennzeichneten Gräber der Ahnen dieses Dorfes, die den Nachkommen egal waren, ich schaute mir das zerfallene Grab des alten Dekans an, und – was soll ich sagen? – es hat den Anschein, dass die Menschen und die Geschehnisse vergehen, aber die Legenden ewig bleiben!“

**Der Tag des Heiligen Stephans von Ungarn wird nach dem alten Namenstagskalender am 20. August in Ungarn gefeiert (am Tag seiner Heiligsprechung im Jahr 1083). Dieser Tag war und ist ein gesetzlicher Feiertag.*

Die Eule

Der Abend blieb kurz am Dorfe stehen und schaute zurück auf die Felder, wo alles schon dunkel war, nur der dahinfließende Bach noch sichtbar glänzte. Mit dem Bach konnten weder der Abend noch die Nacht etwas anfangen, weil er die Morgen miteinander verband und mit dem Licht seine Verwandtschaft pflegte. So beschäftigte sich die Dunkelheit mit dem Bach gar nicht, sondern legte sich gleich über das Dorf.

Einige Wägen rumpelten noch irgendwo, die Schelle an der Eingangstür des Geschäftes klingelte manchmal, in den Trögen an den Brunnen plätscherte das Wasser, aber unter den Gärten schlich schon der Schlaf herum und in den Heuschobern lehnte sich die Stille an die Heuballen.

Und dann erklang die Glocke. Am Anfang begann sie mit ein, zwei Lauten, aber dann betete sie klar und deutlich auch für diejenigen, die das Gebet vielleicht hätten vergessen können.

Unten im Turm läutete der alte Bognár die Glocken, und er wusste selbst nicht, warum, aber an diesem Abend war das Glockengeläut lang. Bognár schaute zu dem anderen Seil, das man zum Schluss anziehen musste, aber er zögerte es anzufassen, weil man jene Glocke die Totenglocke nannte. Diese jammerte, wenn unentschlossene Seelen aus dem Dorf hinwegflogen, aber der alte Glöckner zog immer noch an den anderen, obwohl die frömmsten der alten Frauen auch schon

längst mit dem Gebet des „Engel des Herrn“ fertig waren.

Zum Schluss musste man doch dieses Seil auch anfassen, aber kaum begann die kleine Glocke ihre Botschaft zu verkünden, beendete der alte Mann auch schon sein Werk.

„Es ist genug, der Herr verzeihe mir!“ – und er verschloss die Kirchentür.

Draußen war es etwas heller, und Bognár strich über seine Stirn. Nicht, dass es ihm zu warm gewesen wäre, aber eine Besorgnis nistete sich in seine Gedanken ein, und es wäre schön gewesen, die ablegen zu können.

Auf dem Weg gingen manche Leute heimwärts. Ab und zu sah man eine Sense aufblitzen, und auf den Flügeln des von den Wiesen hereinströmenden Taus kam der warme Duft der abgeernteten Felder in das Dorf.

Bognár legte sein großes kariertes Taschentuch weg, und er war schon dabei, sich auf den Weg zu machen, als ihn jemand grüßte und fragte:

„Und wie geht es deiner Enkelin, Kaspar?“

„Danke der Nachfrage, Stefan, aber es geht ihr nur gerade so ...“

Dann blieb er wieder allein.

„Ja, dem Mädchen geht es nicht gut“, sinnierte er auf dem Heimweg, und er schaute besorgt zum Fenster, über dem die Röte des Fiebers zu leuchten schien. Und er dachte wieder an das dünne, leichte Glockenseil, das er zu gegebener Zeit selbst anziehen müsste ... und es schüttelte ihn etwas.

Im Zimmer brannte dünn und traurig das Licht. Seine Frau nickte ihm nur so zu, dass es keine besseren Nachrichten gäbe, und das fiebrige Gesicht des Mädchens verlor sich fast im großen Kissen.

„Na, mein Kind ...“, versuchte Bognár zu lächeln, „geht es dir schon ein bisschen besser, nicht wahr?“

Das kleine Mädchen streckte müde seine Hand in Richtung des alten Mannes aus.

„Großvater, was hast du mitgebracht?“

Bognár stutzte.

„Ich ... was ich mitgebracht hätte? Heute vorerst nichts. Heute konnte ich nichts bringen. Aber morgen! Du wirst es sehen ...“

„Einen Vogel?“

„Wie du das erraten hast! Ja wirklich so etwas! Und was für einen ... So einen hat niemand hier im Dorf ... Das wird schön, nicht wahr?“

Aber das Kind antwortete nicht. Es flüsterte etwas und drehte seinen Kopf beiseite.

„So ist es mit ihm schon seit heute früh“, sagte die alte Frau, „manchmal sagt es etwas, und der Doktor wiegt auch nur sein Haupt.“

Bognár ging kopfschüttelnd in die Küche, die jungen Leute kamen gerade von den Feldern zurück.

„Das Kind?“ – schauten sie zu dem Alten.

„Es scheint ihm ein bisschen besser zu gehen ... Es bat um einen Vogel. Jetzt esst nur, es schläft sowieso ... Wieviel Korn ergibt das Feld?“

„Das ist jetzt egal, nur das Kind ...“, und alle drei

starrten in ihre Teller.

Die Tür blieb offen, als sie sich hinlegten, unter den Fenstern ging schon die Nacht mit ihren lautlosen, schweren Schritten herum.

Die Morgendämmerung kam wie immer leicht und fröhlich herbei. Bognár stand schon in der Dunkelheit auf, damit er das Morgengeläut erledige, aber er nahm auch seinen Ranzen mit, weil man dem Kind auf jeden Fall einen Vogel bringen musste! Vielleicht eine Turteltaube? Aber zu der Messe musste er wieder in der Kirche sein, denn ohne Bognár konnte möglicherweise gar keine Messe gelesen werden.

Die Turteltaubennester waren aber alle leer. Auch die Jungvögel des Pirols flogen schon um das Nest herum, die Stare aber hatten ihre Höhlen so weit oben, dass man mit der Leiter gar nicht hinkommen konnte.

So verging der Morgen.

Während der Messe waren seine Gedanken auch bei den Vögeln, und er schaute öfters zu der Statue des heiligen Antonius, damit der Heilige vielleicht ein Wunder in dieser schwierigen Angelegenheit geschehen ließe.

Da fielen ihm die Wildtauben ein. Auf dem Dachboden der Kirche. Dort brüteten viele Wildtauben, vielleicht könnte er auch eine weiße unter ihnen finden...

Er wurde ganz froh und schaute dankbar zum großen Heiligen, der ihm aber scheinbar sagen wollte:

„Schon gut, mein Sohn Kaspar, aber den Vogel muss man auch aufziehen. Das Kind kann mit ihm spielen,